



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eigentlich sollte ich es, da Sie unser zartes Verhältnis an die Öffentlichkeit gebracht haben. Aber fühlen Sie sich denn nicht verpflichtet, der Sozialdemokratie entgegenzutreten?

In Volksversammlungen? Nein. Ich halte solche Kloppschtereien für ganz überflüssig. Was sich jetzt vorbereitet, das ist ein Kampf um die Macht. Solche Kämpfe werden nicht mit Worten ausgefochten, sondern mit Kräften. Dazu brauchen wir also keine Redner, sondern Männer, die mit ihrer Person für ihre Sache eintreten. Wenn einer in mein Haus eindringen will, um es zu plündern, wird es nicht viel helfen, mit ihm durchs Fenster zu verhandeln und ihm die Heiligkeit des Besitzstandes auseinander zu setzen; man muß selbst in die Thür treten, die Rockärmel aufstreifen und sagen: Na, nun komm einmal her. Ich wünschte nur, daß unser Direktor der Mann dazu wäre!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Man soll nicht rappelköpfig sein. Ein von den Grenzboten in deren 14. Heft gebrachter, die Räuber überschriebener Artikel hat, wie das vorzukommen pflegt und auch ganz in der Ordnung ist, zweierlei Beurteilung erfahren, beifällige und tadelnde. Bei einem Wortgefecht das letzte Wort zu haben ist schön, das ist unter anderm auch durch das Märtyrertum der bekannten Bauernfrau bewiesen worden, die ihren Mann einen Säufeknickler genannt hatte, von ihm in den Brunnen-eimer gesetzt und langsam Zoll für Zoll ins Wasser gelassen worden war mit dem Zurufe, wenn sie revoziere, werde der Eimer wieder in die Höhe geleiert werden. Dessen ungeachtet hatte die Frau, die eine Hartgefottne war, fortgefahren, ihren Mann einen Säufeknickler zu nennen, und als sie soweit eingetaucht war, daß sie das nicht mehr hatte thun können, weil ihr das Wasser über dem Kopf zusamenschlug, hatte sie die Arme aus dem kalten Maß emporgehoben und die letzte ihr verbleibende Lebenskraft dazu verwandt, mit den Daumennägeln die Geste des Säufeknickens zu skizzieren.

Vielleicht könnte jemand denken, daß es dem Verfasser des halb kalt, halb warm, halb süß, halb sauer behandelten Artikels darum zu thun sei, Recht zu behalten und das letzte Wort zu haben, und daß es das sei, was ihn veranlaßte, nochmals aus dem Rasten emporzuschellen: aber das wäre ein Irrtum; ich möchte vielmehr die Diskussion zu allseitigem Nutzen in möglichst sachlicher Weise noch einmal aufnehmen, und es wird jedem klar werden, daß es mir nicht darum zu thun ist, Recht zu behalten, sondern daß ich vielmehr den Kontradizenten alles einzuräumen bereit bin, was ich ihnen mit gutem Gewissen einräumen zu können glaube.

Über das eigentliche Thema, die Fahrt des studentischen Thepiskarrens nach Paris, brauche ich nichts mehr zu sagen: die Sache ist fürs erste ad Calendas Graecas aufgehoben worden, und man scheint allseits der Meinung zu sein, daß es vorsichtiger, klüger und würdevoller war, unsre Musesöhne keinem ungewissen Schicksale auszusetzen. Die unsrer Warnung beigegebenen Motive und beiläufig gethanen Bemerkungen sind es, die zu Ausstellungen veranlaßt haben. Was ich über die deutsche Presse, oder richtiger über einen Teil davon gesagt habe, hat Anstoß erregt, und die von mir behauptete feindselige Stimmung des französischen Volkes gegen das deutsche ist bestritten oder aus andern Gründen als den von mir angegebenen hergeleitet worden.

Man wird — und die Münchner Allgemeine Zeitung hat das in wohlwollendster Weise gethan — meine Absicht und meine Anschauung am besten verstehen, wenn man davon ausgeht, daß ich mit Leib und Seele Deutscher bin, daß ich wirklich erlebt und wahrgenommen habe, was ich erlebt und wahrgenommen zu haben behaupte, und daß ich mich ohne die Absicht, irgend jemand zu Lehrmeistern, aus Vaterlandsliebe und heimatlicher Anhänglichkeit gefragt habe, wie wir Deutschen, die wir doch ganz gutmütige Menschen und in unserm Innern gar nicht unbescheiden sind, dazu kommen, an vielen Orten so wenig beliebt zu sein; ich hatte gesagt, mehr geachtet als geliebt zu sein, was doch im wesentlichen auch auf das wenig beliebt sein hinauskommt. Wer den Artikel ohne voreingegenommene Absicht gelesen hat, wird nicht den Eindruck gehabt haben, daß mich die in Frankreich gemachten unerfreulichen Wahrnehmungen über Gebühr trostlos und nervös gemacht hätten, und wenn meine Erklärung des Wahrgenommenen unvollständig oder einseitig sein sollte, so wäre ein solches Vorkommnis auf derartigem Gebiet keine unerhörte Seltenheit oder Ausnahme, und sie würde sich namentlich dadurch erklären, daß es mir weniger um eine erschöpfende Behandlung der Frage als um einige Gesichtspunkte zu thun war, von denen aus ich nach meinem Dafürhalten die Unterlassung der beabsichtigten Tour für das Klügere ansah.

Der von der Münchner Allgemeinen Zeitung gebrauchte Ausdruck Selbstkritik bezeichnet das unbehagliche Gefühl, das mir gewisse deutsche Pressezeugnisse verursachen, ziemlich genau. Wenn ausländische Zeitungen einen ähnlichen Ton anschlagen, so bin ich dafür weniger empfindlich, weil es nicht meine Landsleute sind für die ich zwar nicht einzustehn habe, die mir aber doch weit mehr am Herzen liegen als Fremde. Was die ausländische Presse sagt, läßt mich aus diesem Grunde, ziemlich kalt: wenn nur alles, was in Deutschland gedruckt wird, korrekt, maßvoll und darauf berechnet ist, nicht ohne Not anzustoßen. Streng genommen ist es ja eine Ungerechtigkeit, einen solchen Unterschied zu machen: aber beleidigen oder verletzen kann er schon um des Motivs willen niemand. Wenn man sich hütet, ohne Not anzustoßen, so braucht man deswegen noch vor niemand ins Maueloch zu kriechen: nur das bisweilen unnötig absprechende, unerfreuliche Motive unterlegende Urtheil möchte ich vermieden sehen, nicht weil ich zum Richter oder zum Lehrmeister irgend jemand's berufen zu sein glaube, sondern weil Urtheile der deutschen Presse mein Gefühl oft in dem Sinne verletzt haben, daß ich dachte: was würden wir Deutschen sagen, wenn uns in Sachen, die nur uns etwas angehn, in ähnlicher Weise der Text gelesen würde. In dem Sinne habe ich aus Überzeugung von einer in andern Ländern unerreichten Reid- und Giftpilzkultur gesprochen, eine Redewendung, die ich nicht als eine unentbehrliche Trope ansehe, und die ich mit Freuden fallen lasse, wenn nur das, was ich dabei gemeint habe, nicht übersehen wird, nämlich daß ein Teil der deutschen Presse die Gewohnheit hat, nicht bloß wie z. B. die dänische und die polnische über die Feinde des eignen Landes oder der eignen Sache, sondern über jeden herzufallen, der ihr gerade in den Wurf kommt. Keine Rücksicht der Klugheit oder des Wohlwollens vermag sie in solchen Fällen abzuhalten, das Schlimmste zu argwöhnen und das Dürbste, Unfreundlichste zu sagen. Es ist mir vorgekommen — und andre scheinen denselben Eindruck gehabt zu haben —, als wenn diese lehrmeisterliche Richtung für einen Teil der deutschen Presse geradezu typisch wäre: selbstverständlich muß die Qualität der mir täglich zu Gesicht kommenden, vielleicht nicht glücklich gewählten Blätter auf mein Urtheil einwirken und kann es möglichenfalls einseitig beeinflussen. Thatsache ist, daß mir nichts ferner gelegen hat, als der deutschen Presse, zu der ich doch auch gehöre, etwas Unverdientes anhängen zu wollen, und daß ich in gutem Glauben gehandelt habe, wenn ich sagte, ein großer Teil der notorischen Unbeliebtheit des deutschen Volks in vielen Ländern sei dem unfreundlichen Tone eines Theils seiner Presse zuzuschreiben. Wenn ich hierbei meine innersten Gedanken aussprechen soll, so war es der — *hinc meae lacrimae* —, daß man in Bezug auf unfreundliches

Lehrmeistern namentlich England gegenüber jedes Maß und jede Rücksicht außer Auge gelassen habe. Viele wollen das nicht Wort haben und finden, daß man dem stolzen Albion gegenüber nie absprechend und rücksichtslos genug sein könne. Ich bin der entgegengesetzten Meinung und glaube nicht, daß zu bramarbasieren und von sich in den höchsten Tönen zu sprechen in irgend jemand's Munde schön sei: im Gegenteil hat mir die Auffassung, die auch dem andern gerecht zu werden sucht und Würde mit rücksichtsvollem Entgegenkommen zu verbinden bestrebt ist, immer mehr imponiert und besser gefallen als maßloses Inszeuggehn bei einer oratio pro domo.

Die Berliner Börzenzeitung leugnet das Bestehen einer allgemeinen, seit dem Frankfurter Frieden unverändert gebliebenen antideutschen Richtung in Frankreich, und sie nennt mich, weil ich andre Erfahrungen gemacht habe, einen schlechten Beobachter. Sie sagt: „Schreiber dieser Zeilen hat häufig Gelegenheit, sich im Gespräch mit gebildeten Franzosen, ältern Herren, die den Krieg von 1870/71 miterlebt oder gar mitgemacht haben, und mit jüngern Leuten, die erst während des Kriegs oder im darauffolgenden Jahrzehnt geboren sind, über die Ansichten, die man in Frankreich und namentlich auch in Paris hegt, eingehend zu unterrichten. Mit Genugthuung kann er feststellen, daß vom chauvinistischen Revanchegedanken, dessen Pflege früher eine deutsch-französische Annäherung ganz unmöglich machte, bei diesen Franzosen kaum noch eine Spur zu finden ist.“ Das klingt fast, als wenn die von dem Gewährsmann der Berliner Börzenzeitung geschilberten Wahrnehmungen in Berlin gemacht worden wären, und sie scheinen sich obendrein auf Kreise zu beziehen, die ich nicht in erster Reihe im Auge hatte, als ich von den unsern Museusöhnen in Paris drohenden Unerquicklichkeiten sprach. Daß es in Frankreich Leute giebt, die weniger deutschfeindlich sind als die Masse des Volkes, leugne ich nicht; diese weniger feindlichen Elemente würden der Natur der Sache nach auch in erster Reihe in Frage kommen, wenn es sich um einen Ausflug oder eine Geschäftsreise nach Berlin handelte. Gelehrte und Geschäftsleute haben einen weitern internationalen Blick als der Durchschnitt des Volkes, und namentlich mit solchen dürfte wohl der Gewährsmann der Berliner Börzenzeitung gesprochen und verkehrt haben. Ich habe zehn Jahre in Paris und außerdem noch in der Provinz auf dem Lande gelebt; persönlich ist mir nie eine Schwierigkeit in den Weg gelegt worden, und ich habe in dem Artikel der Grenzboten absichtlich der Art, wie der gebildete und oft auch der ungebildete Franzose dem Fremden gegenüber das Gastrecht achtet, voll Rechnung getragen: aber desungeachtet ist es meine Überzeugung, daß sich der Gedanke eines Kriegs mit Deutschland unter der französischen Bevölkerung nach wie vor der größten Popularität erfreut, und daß daraus im öffentlichen wie im Privatleben bei keiner Gelegenheit auch nur das mindeste Hehl gemacht wird.

Ein Blatt, das sich mit meinem Artikel beschäftigt hat, stellt das Vorhandensein einer solchen deutschfeindlichen, revanchelustigen Stimmung zwar nicht in Abrede, aber es glaubt deren Grund nicht sowohl, wie ich es thue, in den Heftartikeln der französischen und der internationalen Presse, als vielmehr in dem Gegensatz der romanischen und der germanischen Rasse suchen zu sollen. Auch in der Betonung dieses Gegensatzes mag ja etwas Wahres liegen. Nur eins möchte ich dazu bemerken: daß ich ein halbes Jahr im Département du Pas-de-Calais gelebt habe, wo die Rasse gar keinen romanischen Eindruck machte, sondern auf Schritt und Tritt, wie es ja auch die Geschichte an die Hand giebt, an holländisches Wesen und holländischen Typus erinnert. Aber auch im Pas-de-Calais war es, was die allgemeinen Gefühle gegen Deutschland anlangt, wie im übrigen Frankreich. Jeder glaubte sich bei seinem Nachbar entschuldigen zu müssen, daß er mit einem Deutschen in Verkehr und in Beziehungen sei. On peut exéquer la nation, hörte ich auf dem Viehmarkt in Desvres sagen, und es war leider von mir die Rede, et tout-de-même ne pas hair l'individu, s'il est gentil. Das gentil sein besteht meiner

Erfahrung nach dem Franzosen wie dem Engländer gegenüber im Sichnichtaufspielen, in der Zurückhaltung, im Nichtruhmredigsein. Das ist die Erfahrung, die ich meinen deutschen Landsleuten gern zu gute kommen lassen wollte, und ein Unternehmen, das darauf hinauslief, den Parisern unter Aufbietung der Blüte unsrer Nation zu lehren, wie man künstlerisch bewegte Massengruppen auf der Bühne herzustellen habe, paßte natürlich nicht in den Rahmen meiner nicht geradezu pessimistischen, aber freilich auch nicht rosig angehauchten Anschauungen.

St.

Neuste Kunst. In der kunstreichen Stadt, in der ich lebe, ist ein schon in einem Wettbewerbe preisgekröntes Fräulein auf den ansprechenden Gedanken gekommen, die Frauen sollten, wie sich der Kunstreporter meines Leibblatts ausdrückt, „von jedem Kleide, das sie ihr ganzes Leben hindurch“ getragen haben, einen Flicker zur Erinnerung aufbewahren und ihn in ein von ihr hergestelltes Album mit fünfzig Blättern einkleben, das den geschmackvollen Titel, so findet wenigstens mein Gewährsmann, „Erinnerungsflicker“ führt. Gemeint hat er übrigens wohl, in Anbetracht der Blätterzahl: von allen Kleidern, die sie einmal in ihrem Leben getragen haben, denn auch so wird das Album für die meisten noch unnützig dick sein, aber die Erinnerungen lassen sich ja leicht auf Strümpfe und Unterkleidung ausdehnen. Die Damen sollen ihre abgetragenen Andenken mit poetischen Anmerkungen erläutern, wozu das einleitende Gedicht einer bekannten sächsischen Dichterin (so sagt mein Gewährsmann) anleiten kann, wie folgende sinnige Perle zeigen mag:

Ein Stück vom Abendmahlsgewand,
Umhaucht von erstem Ahnen.
Aus sonnengoldnem Jugendland
Die lieben Ballglückfahnen.

Das Interessanteste an diesem, wie der Gewährsmann findet, interessanten und geschmackvollen Album dürfte sein, daß man es in der Stadt der Sixtinischen Madonna nicht bei einem Damenschneider, sondern in einer Kunsthandlung ausgestellt hat.

Notiz. In unserm Artikel „Zwei französische Urteile über Deutschlands Seegelung“ hat der Verfasser zu Cuvervilles Bemerkung auf Seite 71: „Der Kaiser mit seinem großen Geiste würde nachsichtig gewesen sein; aber die Diplomaten et surtout l'affreux protocole würden mich gesteinigt haben,“ ein Fragezeichen zu den französischen Worten gesetzt und sie unübersetzt gelassen. Auch uns waren sie unklar, und wir haben uns bei dem Fragezeichen beruhigt. Aus unserm Leserkreis werden uns aber von verschiedenen Seiten Erklärungen des „protocole“ zugefandt, die uns belehren, daß das Wort hier nicht nur soviel wie „Eiikette, Hofeikette“ bedeutet, was uns bekannt war (das Dictionnaire de l'Académie giebt folgende Erklärung: Il se dit aussi, chez les secrétaires d'Etat, chez les secrétaires des grands princes, et dans les administrations publiques, d'un formulaire contenant la manière dont les rois, les grands princes et les chefs d'administration traitent dans leurs lettres, ceux à qui ils écrivent), sondern den Beamten, der über die genaue Beobachtung des Hofceremoniells zu wachen hat, also den Oberceremonienmeister. Im französischen Reallexikon von Klöpffer finden wir folgende interessante Bemerkung: „Protocole, ehemals Souffleur im Theater, nach dem Vorbild der Römer, bei denen gewisse Sklaven, welche die Namen aller Mitbürger kannten, dieselben ihrem Herrn ins Ohr flüsterter, damit sie jeden bei seinem Namen anreden konnten, behufs der Amtsbewerbung.“

Eine kleine Ungenauigkeit in der Übersetzung mag hierneben berichtigt werden: der léger coup d'épaulle auf Seite 70 und Seite 137 ist nicht ein freundlicher Schulterklaps, sondern eine kleine Nachhilfe oder Unterstützung. Und da wir einmal beim Bekennen sind, wollen wir noch etwas Schreckliches beichten, daß wir nämlich, wie wohl alle unsre Leser bis auf einen, über den Lapsus weggelesen haben, der dem Verfasser der „Winterfeldzüge“ auf Seite 36 passiert ist, wo er sagt: „Napoleon verlor 1812 auf den Schneefeldern Rußlands binnen einem Vierteljahr etwa 340 000 Mann und kam nur mit einem Fünftel seines Heeres bei Moskau an“ — nämlich Mitte September! Wer denkt aber bei Moskau an etwas anderes als an die Schreden des Rückzugs!

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wihl. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig